

## Eine Rakete über den Rhein

In Urs Zürchers Roman «Der Innerschweizer» lässt eine Basler WG eine Bombe hochgehen

Von Christine Richard

Am 2.4.1979 ist die Welt noch in Ordnung. In der Basler Wohngemeinschaft, Hegnauerstrasse 45, gibt es ausgiebige Zmorge, Unmengen von Zigis und Zoff wegen der Mietpreiserhöhung. Die politischen Aktivitäten beschränken sich zunächst auf eine Plakataktion gegen die Fasnacht. Parole: Nieder mit dem «Morgesai».

Am 24.9.1983, die Jugendunruhen sind ausgebrochen, gibt es in Zürich bereits 28 Tote, darunter befindet sich der bekannte Fernsehmoderator Aeschbacher. Welcher Aeschbacher?

Am 31.3.1985 ist nichts mehr, wie es war. Die Sowjets haben Bayreuth eingenommen und marschieren Richtung Basel. Die Schweizer schicken zur Abschreckung eine Rakete über den Rhein, die funktioniert sogar, was unsere WG wundert. Doch der Russe ist nicht aufzuhalten. Bald steht er im Kleinbasel. Der Russe. In Basel. Und bald auch im Grossbasel! Der Russe!

Wie konnte es nur so weit kommen? So schrecklich, so schlimm?

Zu verdanken haben wir den grossen Krieg auf Schweizer Boden unserer kleinen WG in der Basler Hegnauerstrasse – und einem sehr langen Roman von Urs Zürcher. Wie das?

### Sprengstoff am Ostersonntag

In Urs Zürchers Roman «Der Innerschweizer» radikalisiert sich die Basler WG zunehmend, sie plant auf den Ostersonntag 1984 einen Sprengstoffanschlag. Doch die Bombe trifft nicht wie geplant ein Schweizer Militärfahrzeug, sondern einen sowjetischen Diplomaten – einen «Genossen», ausgerechnet.

Doch damit nicht genug. Das Basler Attentat löst einen internationalen Konflikt aus. Die Eidgenossenschaft findet sich in der Weltpolitik wieder. Wirtschaftsboykott gegen die Schweiz, Generalmobilmachung der Armee, Bomben auf Basel, der Badische Bahnhof zerstört, Plünderungen in der Migros. Der Krieg wogt hin und her; die Bombenleger der WG bleiben unentdeckt; man verkrümelt sich in die Flimsberger Bergwelt und wird kontemplativ.

Der Roman selber ist keine Bombe; er ist eher ein kiloschwerer Pflasterstein, 750 Seiten dick, wobei: Ein Drittel davon hätte es auch getan. Verknappt und entschlackt hätte der Pflasterstein-Roman seinen guten Zweck sogar vermutlich besser erfüllt – zielgenau ins kollektive Gedächtnis der Schweiz zu treffen, insbesondere ins Bewusstsein der linken Szene.

Der «Innerschweizer», das ist ein Student. Kaum zwanzig, reist er von Bern nach Basel in seine neue WG. Im Gepäck hat er Fritz Zorns Kultroman «Mars», eine Abrechnung mit dem Grossbürgertum. Seine Erlebnisse in der WG vertraut der Student seinem Tagebuch an. Es beginnt am 11.2.1979 und endet am 11.8.1989. Das Buch ist ein super Identifikationsangebot für alle Leser, die das private Wuseln und politische Wirken einer Wohngemeinschaft erlebt haben.

Das Tagebuch wirkt wie aus dem Leben gegriffen. Ja, stimmt, richtig heimisch wurde man nie in einer WG, ständig wechselnde Gesichter und kaputte «Beziehungskisten» – und gleichzeitig war alles aufregend anders als daheim.

### Eine WG wie aus dem Bilderbuch

Die Küche als Zentrum, ungewohnte Speisen wie Nasigoreng, alternative Medien wie Radio Dreyeckland, aufregende Filme wie in Antonionis «Blow Up», unterstützenswerte Revolutionen wie in Nicaragua – und hochherregte Debatten.

Zum Beispiel über die Rote Armee Fraktion und die Gewaltfrage. Oder über Tyrannenmord: Wäre ein Anschlag auf Bundespräsident Hürlimann im Sinne des Widerstandsrechts noch legitim? Und die Kirche: War der Vatikan nicht tatsächlich ein «faschistischer, mafioser Kleinstaat mit Weltwirkung»?



**Alternativ-Geschichte.** Mit «Der Innerschweizer» legt Urs Zürcher einen gelungenen Debütroman vor. Foto Ayse Yavas

Ja, so ging es um 1980 ab. Aber «Blow Up» – stammt der Film nicht von 1966? Und was ist mit dem toten Aeschbacher? Die Irritation wächst beim Lesen, die Neugier auch.

Das Tagebuch des «Innerschweizers» wirkt zunächst authentisch, typisch Polit-WG: Das Bier im «Hirschen» ist ebenso wichtig wie der Tod von Tito oder der hübsche Hintern von

**Das Bier im «Hirschi» ist ebenso wichtig wie der Tod von Tito oder der Hintern von Babs.**

Babs. Das wirkt beim Lesen oft recht komisch, diese ungerührte Kombination politischer Vorgaben und privater Vorlieben: Tod dem Imperialismus, aber im Fernsehen «Dalli Dalli» angucken.

Sogar sprachlich stimmt das Tagebuch weitgehend; es herrscht jener Tonfall naiver Herablassung, mit der Jugendbewegungen das Weltgeschehen beurteilen. Es war die Zeit, als der Kalte Krieg in den Köpfen noch heiss lief. Als man sagte, was man dachte, zum Beispiel: «verdammte linki Sau». Als Poli-

zisten auf Demonstranten eindroschen. Das verursachte Wut im Bauch. Und Hass auf den «Schweinestaat».

Alles stimmt – beinahe. Zum Beispiel besucht der Philosoph der WG, Hegel genannt, gerne die Basler Vorlesungen von Arnold Künzli, weil Künzli ein «Anti-Bünzli» ist. Das ist richtig. Aber war Arnold Künzli tatsächlich auch Mitglied verschiedener sozialistischer Organisationen?

### Tony Marshall als Kommunist

Vieles stimmt – und anderes wiederum nicht. Der raffinierte Tagebuchroman von Urs Zürcher spiegelt nicht nur die Zeitgeschichte und die Sitten einer WG in den 1980er-Jahren. Er testet zudem das Gedächtnis seiner Leser.

Ja, der Tagebucheintrag vom 30.3.1981 kann korrekt sein, es gab damals tatsächlich ein Attentat auf US-Präsident Ronald Reagan, stimmt. Aber dass der Schlager-Fuzzi Tony Marshall sich im Januar 1984 offen zum Kommunismus bekannte, das kann einfach nicht wahr sein. Oder doch?

Fragen über Fragen. Was weiss ich überhaupt von Tony Marshall und Arnold Künzli? Mehr noch: Was traue ich den beiden zu? Und generell: Was würde ich anderen Leuten gerne zu-

trauen wollen? Radikaler gefragt: Wie gewaltbereit ist meine eigene Fantasie?

Urs Zürcher wirft den Leser auf sich selbst zurück. Der Leser beginnt zu recherchieren, er bekommt den misstrauischen Blick, er wird zum Beobachter – und letztlich zum Spitzel.

Um das Verwirrspiel vollständig zu machen, schiebt Urs Zürcher zwischen die Tagebucheinträge einige wenige Spitzelberichte. Sie stammen angeblich von einem verdeckten Fahnder, der in die linke Szene eingeschleust wurde und dort auch die Basler WG hautnah ausspionierte.

Dürfen wir als Leser den Berichten dieses Spitzels trauen? Oder vertrauen wir besser dem Tagebuch des 20-jährigen Studenten? Oder am besten dem Autor Urs Zürcher, der muss ja wissen, was in seinem Buch steht und stimmt ...

### Erstes literarisches Werk

Wer Urs Zürcher in seiner Basler WG sucht, wird es lange tun – und vor allem vergeblich. Es gibt keine Wohngemeinschaft in der Hegnauerstrasse, die 1984 eine Bombe warf. Es gab nie einen Bombenkrieg gegen die Schweiz, das weiss der schlappste Schüler. Immerhin aber

Fortsetzung auf Seite 20

## Nachruf

### Filmmemacher Peter Liechti

Von Christoph Heim

Mit einem Porträt des Sprengkünstlers Roman Signer katapultierte sich Peter Liechti 1995 in die Welt des Kinos: «Signers Koffer» wurde zum ersten international gefeierten Film des 1951 in St. Gallen geborenen Filmmachers. Er dokumentierte darin Aktionen seines Freundes und gefeierten Sprengkünstlers Signer und produzierte daraus einen vergnüglichen Film, der viel von der Surrealität jener Jahre auf die Leinwand bannte.

Zwei Jahre später präsentierte Liechti mit «Marthas Garten» seinen ersten Spielfilm. Die Liebesgeschichte mit Stefan Kurt in der Hauptrolle ist das frostig-kühle Porträt eines verängstigten, schliesslich gewalttätigen Spiessers. Liechti sagte 1997 bei der Premiere in Locarno: «Was die isolationistische Tendenz der Schweiz anbelangt, ist der Film ein Bild unseres Landes. Die Schweiz will ja alles kontrolliert haben. Am meisten fürchtet sie sich vermutlich, dass sie mit einem Öffnen der Grenzen die Kontrolle verlieren könnte.»

Liechti pflegte den Dokumentarfilm ebenso wie den Spielfilm. Für ihn waren die Grenzen zwischen den Gattungen fließend, und letztlich verstand er jeden seiner Filme als Essay, als Versuche eines Künstlers zum Stand der Dinge. Jeder Film von Liechti war eine Expedition ins Offene. Selbst bei seinen Spielfilmen wusste er bei Drehbeginn nicht, wohin sie ihn führten: «Bei einem Film, an dem ich zwei oder drei Jahre arbeite», so Liechti, «hoffe ich, mich zu entwickeln.»

Mit «Hans im Glück» legte er 2003 das filmische Tagebuch dreier Versuche vor, auf langen Fussmärschen sich von seiner Nikotinsucht zu entwöhnen. Der Film wurde zu einer intensiven Suche nach der eigenen Heimat. In «The Sound of Insects – Record of a Mummy» ging es um einen Mann, der im vorigen Sommer durch Verhungen Selbstmord beging. Für dieses sehr eindringliche und poetische Werk über Leben und Sterben erhielt er 2009 den Europäischen Filmpreis.

2010 wurde Liechti, der insgesamt 17 Filme gedreht hat, mit dem Kunstpreis der Stadt Zürich und dem Grosse St. Galler Kulturpreis ausgezeichnet. Und zwei Wochen vor seinem Tod am vergangenen Freitag erhielt er in Zürich den Schweizerischen Filmpreis für «Vaters Garten – Die Liebe meiner Eltern», seine schonungslose, berührende, aber auch schmerzliche Auseinandersetzung mit seinen Eltern. Mit Peter Liechti verliert die Schweiz einen ihrer eigenwilligsten Filmkünstler.

ANZEIGE

# Frühling in der Kunsthalle

Vivian Suter malt mit der und über die Natur vor ihrer Haustür in Guatemala

Von Christoph Heim

Die Säle in der Kunsthalle vibrieren förmlich im Lichte der Kunst, die Vivian Suter von Guatemala nach Basel gebracht hat. Die Künstlerin, die in Argentinien geboren wurde, in Basel aufwuchs und seit 1982 in Guatemala lebt, steht im Mittelpunkt der neuen Ausstellung, die Adam Szymczyk eingerichtet hat. Bis unter die Decke wuchern die Leinwände im grossen Oberlichtsaal, der den Höhe- und Schlusspunkt einer Schau bildet, die alle Schaffensphasen der Künstlerin zusammenbringt und zu einem grandiosen Farbenfest vereinigt.

Vivian Suter ist eine Virtuosa der subtilen Farbübergänge, der feinen Strukturen, der leisen Andeutungen, der unaufdringlichen Formen. Sie malt ihre Bilder in aller Regel im Freien, stellt die Leinwände in die Natur, lehnt sie an einen Baum oder legt sie auf den Boden, um sie dann in einem Zug zu bemalen. Sie malt nach der Natur, wie sie sagt, wobei nur einige Leinwände in Form von schwarzen Linien, die durch eine Farbenlandschaft führen, Erinnerungen an Blätter oder Bäume aufkommen lassen. Manchmal sind es auch Menschen, die man zu entdecken glaubt, menschliche Formen, die kopfstehen. Meist sind die Formen aber abstrakt.

## Der Jahreszeit angepasst

Die Farben auf vielen Bildern sind gedämpft, es ergeben sich herbstliche Stimmungen, manchmal auch frühlingshafte, manchmal fühlt man sich in eine Wiese oder einen Wald versetzt. Die Farbpalette wird jeweils derart beschränkt, dass nicht jedes Bild zum Farbenfest wird, sondern einmal ein helles Rot vorherrscht, dann wieder ist es Rosa, Schwarz oder Grün, was ein Bild dominiert. Erst in der Kombination der Bilder, im Nebeneinander der verschiedenen Stile, die sich die Künstlerin in ihrem Leben angeeignet hat, ergibt sich die frühlingshafte Buntheit, die so gut zur Jahreszeit passt.

Vivian Suters Kunst ist eine Auseinandersetzung mit der Natur, mit einer üppigen Vegetation, die sich in der Umgebung ihres Hauses findet, mit den Vulkanen, Wäldern und dem grossartigen Lago de Atitlan, in dessen Nähe sie wohnt. Es ist keine gegenständliche Naturmalerei, die sie pflegt, sondern eine emotionale, ja expressionistische Aneignung einer Umgebung, die ihr manchmal einfach schlicht umwerfend vorkommt. Nein, für sie sei die Natur nichts, das sie fürchte, ihre Malereien entstünden eher aus Zuneigung zu einer Natur, der sie kaum ein Haar krümmen mag, wie sie bemerkt. So schneide sie, sagt Suter, die Pflanzen, die um ihr Haus wachsen und wuchern, kaum zurück, sodass es inzwischen recht schattig sei bei ihr zu Hause.



**Wuchernder Bilderwald.** Wild gehängte Werke dominieren in Vivian Suters Einzelausstellung «intrépida» den grossen Oberlichtsaal der Kunsthalle. Fotos Nicole Pont



**Zwischen den Leinwänden.** Vivian Suter wuchs in Basel auf und lebt seit 1982 in Guatemala.

Suter überlässt in einigen ihrer ruhigsten Bilder die Leinwand sogar ganz der Natur. So hat sie herausgefunden, dass der Leim, den sie auf die Leinwand aufträgt, in der feuchten Umgebung ihres Ateliers ein exzellentes Substrat für Schimmelpilze ist. Sie braucht nur wenig Farbe auf eine Leinwand aufzutragen und sie dann den Pilzen zu überlassen: Das Resultat sind zum Beispiel wunderschöne Grauschattierungen, die sich auf einer weissen Leinwand mit grünen Farbakzenten ausbreiten und sie beinahe ganz in Besitz zu nehmen scheinen. Hier wird der Zufall zum Künstler, dem die Künstlerin nur noch Einhalt zu gebieten hat. Denn sie muss, will sie das Bild nicht ganz der Natur überantworten, den Verschimmelungsprozess rechtzeitig stoppen.

## Farbe und Rissmuster

Vor ein paar Jahren wurde Suters Atelier durch einen Sturm verwüstet und überschwemmt. Die Bilder, die am Boden standen, wurden beschädigt, beim Trocknen platze die Farbe und feine Rissmuster entstanden. Bei anderen sieht man noch heute den Schlamm, der in das Atelier eindrang. Wie die

Schimmelpilze sind auch diese Spuren der Natur Teil der Bilder geworden, die nun an der Ausstellung in der Kunsthalle zu sehen sind.

Vivian Suter stellte 1981 zum ersten Mal in der Kunsthalle aus. «6 Künstler aus Basel» war eine Gruppenausstellung, die Jean-Christophe Ammann zusammenstellte. Dreissig Jahre später wurde sie von Adam Szymczyk eingeladen, an der Neuaufgabe jener legendären Ausstellung teilzunehmen. Schliesslich war sie auch dabei, als Szymczyk 2013 im Museo Tamayo in Mexiko-Stadt die Ausstellung «Olinka or Where Movement is Created» kuratierte. In der aktuellen Ausstellung in der Kunsthalle erhalten die Collagen, die ihre 92-jährige Mutter Elisabeth Wild verfertigt, einen eigenen Raum. Sie war früher Textildesignerin in der Firma ihres Vaters, der in Buenos Aires eine Textildruckerei betrieb. Vivian Suter war übrigens in den Achtzigerjahren mit dem Schriftsteller Martin Suter verheiratet, der ebenfalls am Lago de Atitlan ein Haus besitzt.

**Kunsthalle, Basel.**  
Steinenberg 7. Bis 1. Juni.  
[www.kunsthallebasel.ch](http://www.kunsthallebasel.ch)

## Eine Rakete über den Rhein

Fortsetzung von Seite 19

gibt es einen Urs Zürcher, geboren 1963 in Steinhausen (ZG).

Wir erwischen Urs Zürcher an der Berufsfachschule Basel, wo er seit 2005 als Lehrer arbeitet. Zuvor war er Lehrbeauftragter an der Uni Basel. Er promovierte in Zürich bei Jakob Tanner. Seine Dissertation erschien im renommierten Campus Verlag. Sein Roman «Der Innerschweizer» jetzt ist sein erstes literarisches Werk.

### Der leibhaftige Urs Zürcher

Urs Zürcher lebt seit 1989 in Basel. Er studierte zwar Geschichte, Philosophie und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in Basel, aber in einer Wohngemeinschaft hat er nie gelebt. Umso erstaunlicher, wie trefflich er die WG-Atmosphäre zu beschreiben vermag. Alles erfunden?

Natürlich hat Urs Zürcher als gelernter Historiker in Zeitungen recherchiert, und das Leben in einer WG kennt er durch Besuche und Erzählungen. Aber ansonsten ist alles frei erfunden. Die Tagebücher des Studenten, die Spitzelberichte, die Vorbemerkungen zur Entstehung – reine Fantasie.

«Der Innerschweizer» ist kein Schlüsselroman. Spätestens beim Tagebucheintrag vom 27. 12. 1982 ist klar: Der Roman ist ein gigantischer Fake; das Erdbeben, das an Weihnachten 1982 ganz Aachen zerstört haben soll, hat es nie gegeben.

### Hubachers vaterlandslose SVP

Nach 300 Seiten, ein bisschen spät, gewinnt der Tagebuchroman an Fahrt, die Fakes folgen Schlag auf Schlag, der Stil wird knapp. Saddam Hussein 1983 von eigenen Generälen erschossen. Mitterrand ermordet. 1984 das Bombenattentat der WG. 1985 der Angriff auf die Schweiz. Ein Komsomolzencamp in der Grün 80! Die SVP fordert Sonderverhandlungen mit der Sowjetunion; Helmut Hubacher findet, die SVP sei ein Haufen «vaterlandsloser Gesellen».

Die WG, vormals antikapitalistisch gestimmt, wohnt jetzt in einer verlassenen Villa und verscherbelt Cognac und Medikamente an die Russen. Freunde, die Schutz suchen, werden abgewiesen. Das Boot ist voll. Die Linke braucht die Zimmer als Warenlager.

Auch das kann Urs Zürcher: Umkehrung aller Werte! Aus Genossen werden Geschäftsleute! Basel sieht aus wie Bei-

rut! Wie schön wäre jetzt ein stinknormaler bürgerlicher Frieden. Die WG singt Weihnachtslieder. Das Dornacher Goetheanum ist zerbombt. Die Rest-WG flieht nach einem Aufenthalt im Bunker von Oensingen in die Flimsler Bergidylle.

Es gibt in der Gegenwartsliteratur diverse Spielarten, historisch verbürgte Ereignisse zur Alternativ-«Geschichte» umzuschreiben. Christian Kracht etwa modelt die Schweiz zur Sowjetrepublik um, ein böser Märchen-Spiss. Urs Zürcher interessiert der falsche Schein von Textsorten, die vorgeben, wahr zu sein. Sein Tagebuchschreiber wirkt am Ende eigenartig entrückt und findet zu einer eigenen Sprache.

Ob der Leser dem fiktiven Tagebuch bis zum Schluss folgen möchte, ist schwer abzuschätzen. Urs Zürcher weiss: «Es braucht einen gewissen Schnauf.» Einen Leseversuch ist das hintersinnige Buch aber allemal wert, vor allem für Literaturfreunde in Basel.

**Urs Zürcher:** «Der Innerschweizer. Der Kalte Krieg wird heiss». Bilgerverlag, Zürich 2014. 750 S., ca. Fr. 40.–.

**Lesung** mit Urs Zürcher am Mittwoch, 9. April um 19.30 Uhr im Kulturhaus Bider & Tanner, Aeschenvorstadt 2, Basel.

## Erstaunliche Frische des Alters

Bernard Haitink mit Orchesterwerken von Schumann

Von Sigfried Schibli

**Basel.** Dass das Alter eine relative Sache ist, ist eine Binsenweisheit. Und doch staunt man immer wieder, wenn sich dieser Satz bewahrheitet wie im Konzert in der «World Orchestras»-Reihe im (nicht ganz vollen) Basler Musiksaal. Mit dem 85-jährigen Bernard Haitink stand einer der dienstältesten Dirigenten der Welt vor dem Chamber Orchestra of Europe und steuerte diesen fabelhaften Klangkörper – lauter Musiker, die vorn an der Stuhlkante sitzen und sich auch in langsamen Sätzen nicht zurücklehnen – durch ein reines Schumann-Programm.

Nun soll man nicht gleich übertreiben und von einer «Alterswildheit» dieses Dirigenten sprechen. Aber altersmild ist er sicherlich nicht. Sein Dirigieren war von ansteckender Frische und Keckheit und in der Temponahme keineswegs behäbig. In der «Manfred»-Ouvertüre kamen die Streicher praktisch aus dem Nichts und schraubten sich zu glühender Leidenschaft und Intensität hoch, und in der «Frühlings-sinfonie» gab es neben dem federnden Rhythmus im Kopfsatz eine Schärfe des

Tons, die einem die Ohren für Schumanns jugendfrische Romantik öffnete und keine klangliche Routine aufkommen liess. Nebenbei fragte man sich, ob ein mit zwölf ersten Geigen und vier Kontrabässen bestücktes Orchester eigentlich noch ein Kammerorchester ist.

In der vierten Schumann-Sinfonie, die eigentlich als zweite entstanden ist, herrschte von Anfang an im Streicherkörper ein musikalisches Feuer, das bis zum Schluss nicht erlosch (schade nur, dass ein Holzbläser den Übergang zum zweiten Satz verpatzte, indem er zu früh einsetzte). Haitink setzte ohne grossen gestischen Aufwand sein Schumann-Bild durch, das sich durch kurz ausgehaltene Schlusstöne – kein Sitzenbleiben auf Phrasenenden! –, spritzige Tempi und ein frisches Ausspielen der klanglichen Potenziale auszeichnete.

Das begeisterte Publikum hatte allen Grund, sich bei Bernard Haitink und dem Orchester zu bedanken, ein besonderes Lob aber verdiente die Hornistengruppe für ihr beherztes, technisch absolut makellostes Spiel.

Eine Gesamtaufnahme der Schumann-Sinfonien mit dem Chamber Orchestra of Europe unter Yannick Nézet-Séguin erschien bei DG.